

# Die Erben von Senkenberg.

Kriminalroman von Erich Gedenke.

(2. Fortsetzung.)

„Nein! Ich habe nicht das Gefühl, Uebriens war ich so verstimmt in meine Arbeit, daß ich etwaige Gerüchte sehr leicht überhört haben kann.“

„Hatten Sie am Nachmittag aber gegen Abend die Fenster offen? Man überhört ja wohl von Ihrer Wohnung aus den Zugang zum Hause?“

„Ja, doch! Aber ich halte meine Fenster stets geschlossen. Ich bin zu empfindlich, und außerdem hört mich der Vogelgezwir in dem Garten. Es tut mir ja leid, daß ich Ihnen so gar nicht behilflich sein kann, eine Spur zu finden,“ sagte er höflich hinzu, „aber ich weiß wirklich gar nichts über die traurige Sache!“

„Es war klar, daß weiteres Fragen zwecklos gewesen wäre. Man entließ also Dr. Richter und begab sich nach dem Treppenhause hinunter, dessen Schlüssel sich nirgends gefunden hatte, weshalb man einen Schlosser mitalnahm.“

Und hier erwartete die Kommission eine große Ueberraschung. Der Laden war regelrecht versperzt und alles sonst in bester Ordnung, nur der Geldschrank stand sperangelweit offen!

Auch hier war alles durcheinander gewühlt, Geld, Schmutz und Papiere. Der Treppenhause aber nur mittels eines Schlüsselöffners geöffnet werden konnte, war gewaltsam erbrochen.

Hier hatte Mutter Kahl ihr Bargeld verwahrt gehabt. Daneben lag ein Kuvert, auf dem mit großen, unbeholfenen Buchstaben das Wort „Lehmann“ zu lesen stand.

Das Kuvert war erbrochen und dann wie achlos wieder hingeworfen worden.

Von dem Gelde, das teils in sauber nach ihrem Wert zusammengebrachten Scheinen, teils in alten Goldmünzen bestand, waren nicht sechs, sondern zwei Sparfläschchen lagen unberührt auf einem Pack Farneisen. Die Herren sahen einander verstört an. Weshalb war der Schrank erbrochen worden, wenn der Räuber das Geld liegen ließ?

Wahrscheinlich ist er bei der Arbeit verschwindet worden? Ohne Geräusch kann die Geschichte hier schließlich doch nicht abgegangen sein? meinte der Polizeikommissar endlich.

Silas Hempel lächelte. Zum erstenmal nahm er in dieser Angelegenheit das Wort.

„Sie vergessen, daß wir den Laden ordnungsgemäß versperzt voranden! Auch nahm sich der Räuber offenbar Zeit, das Lehmann zu lesen. Das sieht gar nicht nach ‚verschwindet worden aus!‘“

„Es ist wahr. Er muß sich sogar ganz behaglich Zeit genommen haben dazu. Aber dann möchte ich nur wissen, was zum Ausdruck er eigentlich...“

„Ich hab's!“ rief Dr. Wasmüt. Wasmüt plöglich und wie trübepberend auf das erbrochene Lehmann, das er so eben flüchtig durchgesehen hatte. Hier ist die Lösung des Ganzen und zugleich der absolute Beweis, daß kein anderer als Felix Eisler die Tat begangen haben kann! Er wurde von der armen Alten hier in ihrem letzten Willen zum Universalerben ihres Vermögens gemacht, das die nicht unbeträchtliche Höhe von 50,000 Kronen beträgt. Offenbar hatte er von dieser Verfügung keine Ahnung und ließ das Geld erst liegen, als er nach Lesung des Testaments begriff, daß er sich selbst betrauen würde. Wozu sollte er auch nur stehen? Die Alte war tot — er brauchte nur zu warten, um vollkommen gefestigt in den Besitz ihres gesamten Nachlasses zu gelangen.“

Der Kommissar nickte. „Natürlich! So wird die Sache ganz klar!“

Silas Hempel sagte nichts. Er hatte das Testament genommen und subtile aufmerksamer Inzucht.

„Hier ist eine sonderbare Bemerkung,“ sagte er endlich topfschüttelnd, „nach welcher der junge Eisler nicht so ganz bedingungslos in die Erbschaft eintritt, sondern in dem Erbteil, die alte Frau schreibt: ‚Ich wünsche, daß mein Erbe, Felix Eisler, das ihm zugefallene Geld in dem Sinne verwendet, wie ich es ihm mündlich an seinem 24. Geburtstag angab. Es war dies stets der Wunsch meiner verstorbenen Nichte, Frau Marie Eisler, und es ist auch der meine.““

„Das klingt ja recht mysteriös,“ sagte Dr. Wasmüt etwas spöttlich. „Aber darüber werden wir ja nächstes von Eisler selbst erfahren.“

„Doch auch nicht. Sieh Dir mal das Datum an, Wasmüt. Das Testament ist vom 8. Mai, also erst vor acht Tagen, verfaßt. Wenn nun Deine Annahme richtig ist, daß Eisler nicht von der Erbschaft wußte, ist daraus zu schließen, daß ihm auch noch keine mündlichen Mitteilungen über deren Verweigerung gegeben wurden. Mit anderen Worten, daß sein 24. Geburtstag noch gar nicht vorüber und Frau Kahl, die gesund und kräf-

tig war, also gewiß noch lange nicht ans Sterben dachte, ihren letzten Willen nur früher aufsetzte, um davon Eisler dann gleichzeitig mit anderen Eröffnungen mitteilen zu können.“

Wasmüt sah seinen Freund verblüfft an. „Das wäre sonderbar! Was denkst Du nur von der ganzen Geschichte?“

„Dah es irgend ein Geheimnis dabei gibt, und daß wir uns hüten müssen, vorzeitig dazu bestimmte Schlüsse zu ziehen! Vielleicht ist es doch kein Mordmord!“

„Aber was sollte... und wer könnte denn nach der ganzen Sachlage überhaupt in Frage kommen als — Eisler?“

Hempel zuckte die Achseln. „Das herauszubringen, ist Deine Sache. Ich warne Dich nur, auf Grund aller kriminalistischer Erfahrungen, Deine Schlüsse allein auf Anzeichen aufzubauen. Man kann ebenfals etwas ganz anderes bei der Alten gefast haben als — Geld. Nur das Motiv allein kann mit positiver Sicherheit zum Täter führen — nicht umgekehrt.“

„Nun, wir werden schon sehen,“ antwortete Wasmüt mit einer ganz leichten Gereiztheit im Ton. „Schließlich bin ich doch kein gar so starrer Anfänger mehr...“

Der Scherzplättchen scheint mir jedenfalls in dem baltischen Ergebnis der Fingergedächtnisse und in dem persönlichen Verhalten Eislers zu liegen. Warten wir dies ab.“

### III.

Die Majorin v. Brantow sah auf der weinmattigen Veranda der kleinen Villa, die ihr Vater für die letzten Sommer in Buchenberg gemietet hatte.

Die Villa lag herrlich auf einer Anhöhe, hart am Waldsaum und herrliche Segelungen das ganze kleine Gebirgsgebiet, in dessen Sohle zwischen Ostbäumen und Matten eingesenelt das Dorf lag.

Hier gab es weder Fabriken noch Eisenbahnen, sondern nur Wälder, Wiesentabhängen und das Hochgebirge im Hintergrund, dessen würzige Luft erstreckend über das Tal zog.

Aber Frau v. Brantow achtete nicht viel auf die Umgebung. Wenn sie nur ihre Ruhe hatte — das heißt der gestrenge Hausherr von Gatte sich nicht mit der jungen, leider etwas zu sehr nach ihm geratenen Tochter Melitta über irgendeine Dummeheit auf Tod und Leben herumstritt — dann war die Majorin ganz zufrieden, mit ihrer Handarbeit in einem Winkel sitzen zu dürfen. Ganz gleich, ob sich dieser Winkel in ihrer Stadtmobung oder auf der Terrasse von Buchenberg befand.

Melitta stand wenige Schritte von der Mutter entfernt und blickte mit einem stillen, glückseligen Leuchten im Auge auf die Dächer des Dorfes hinaus.

Unter einem derselben — dem feinsten, roten Ziegeldach zwischen Pfarrhof und Gemeindegarten — das wußte sie, gab es heute einen wichtigen, feierlichen Moment: den Einzug des neuen Lehrers Felix Eisler.

Und abends — das wußte sie auch — würde sie hinauf zur Kreuzkapelle am Föhrenbüsch steigen und ihn „zufällig“ dort treffen.

Ihre diesbezügliche Verdingung mußte er als ersten Gruß in seiner Wohnung vorgefunden haben.

Welches Glück, daß Felix gerade nach Buchenberg ernannt worden war und daß Papa die Wohnung hier schon gemietet und überhaupt keine Blöße Ähnung vorher gehabt hatte! Wie er gestern geäußert hatte, der gute Papa, als er es zufällig im Dorfe unten erfuhr, der neue Lehrer heiße Felix Eisler.

Wo er doch gerade die abgelegene Sommerfrische wählte, um sie — Melitta — von Felix zu trennen.

Ja — das Schicksal hatte es unerwartet gut mit ihnen gemeint. Es war wie ein glückliches Omen. Und Papa würde ja mit der Zeit schon nachgeben, wenn er jetzt auch noch so grimmig bei, weil es sein einziges Kind, eine „von“ Brantow! Eine „gute“ Partie! Ein Abstammung des „uraltten, einst berühmten“ Geschlechts der Brantow! — nur diesen arbeitsfähigen Volksschullehrer zum Manne wollte und sonst keinen!

Sie lächelte träumerisch vor sich hin. Als ob Liebe noch etwas anderem frage als nur wieder nach Liebe! Melitta v. Brantow war sehr schön. Ihr schmales, feingebogenes Gesicht mit zartrosa Wangen und tiefroten Lippen war von kohlschwarzem, lodigen Haar umrahmt. Dazu besaß sie Augen von wunderbarer tiefblauer Farbe mit langen, schwarzen Wimpern.

„Schneewittchen!“ nannte Felix Eisler sie gütlich in seinen Briefen, und das hatte den alten Major, als er einmal solch einen Brief zufällig auffing, am meisten erböt.

Denn — Schneewittchen — war seit jeder auch sein Rosenamen für Melitta gewesen.

Sie war schlank und hochgewachsen, mit stolzem Ausdruck in den Zügen — ganz das Ebenbild ihres Vaters bis auf die blauen Augen, die sie Mama vererbte.

Zwischen ihr und der Mutter stand der gedrehte Nistkasten. Man wartete nur auf den Major, der selbstmeweise noch immer nicht kam, obwohl es schon zwei Uhr vorüber war und man sonst um eins ah.

„Hast Du eine wohl eingefärbt, daß sie alles ins Wasserbad setzt?“ fragte die Majorin ängstlich. „Es wäre schrecklich, wenn Papa bei Tisch Anlauf fände, etwas zu tadeln!“

„Dear me, als ob er auf Anlauf wartete!“ lachte Melitta sorglos. „Du weißt doch — ihm ist nicht wohl, wenn er nicht ein bißchen Käse schlagen kann. Gott, man ist ja gewöhnt! daran, und eine macht sich so wenig daraus wie ich.“

„Nela — gerade Du solltest jetzt... ich meine nur so... Papa ist schrecklich verärgert, daß Eisler...“

„Na ja — sie haben Papa rechtlich nicht gefragt, wenn sie für Buchenberg ernennen dürfen! Aber ich kann doch nichts dafür! Und ich finde es sogar ganz unbeschreiblich reizend! Das Schicksal hat Papa bestirnt für seine Hartberzigkeit!“

„Du nimmst alles so leicht, Nela! Hast Du denn gar keine Angst, wenn Papa zankt? Ich fürchte mich immer!“

„Ich niemals! Das gehört so zu meinem Leben. Er ist eine cholerische Natur und dabei doch so grundgut! Er meint ja nie die Hälfte von dem, was er sagt.“

„Aber das klingt so aufregend!“

„Aber! Kampf ist Leben!“

„Und was soll denn nur werden aus Dir und Eisler, wenn er nicht nachgibt?“

„Ein glückliches Paar natürlich! Was denn sonst, Mama? Wir geben doch auch nicht nach! Und das Schicksal ist für uns, das heißt Du ja jetzt...“

„Für wen ist das Schicksal?“ fragte eine tiefe, ruhige Stimme hinter ihr. Melitta fuhr herum und begegnete dem funtelnden Blick ihres Vaters, der eben auf die Veranda heraustrat.

„Für Felix und mich!“ antwortete sie unerschrocken kampfbereit.

Aber der Major war ausnahmsweise nicht aufgelekt, den Fehdehandschuh zu ergreifen.

„Suppe auftragen!“ kommandierte er und band sich die Serviette um.

Die Suppe war nicht so heiß, wie er sie sonst wünschte. Das Gemüße etwas ergeigt durch das lange Stehen. Die Biskuitmücke sogar beinahe tröstlich zusammengefallen.

Frau v. Brantow schielte ängstlich nach ihrem Gatten und wurde abwechselnd rot und blaß — jetzt würde ja das Donnerwetter gleich losplagen... Aber es geschah nichts.

Der Major — etwas schweigender als sonst — etwas weniger bei Appetit vielleicht auch — ah ganz ruhig und sprach von harmlosen Dingen.

Erst als Melitta ihm den schwarzen Koffer eingegossen und die langweilige Pfeife hingelugt hatte, griff er plöglich nach ihrer Hand und zog sie neben sich auf das Hochsofa nieder.

„So, Nela, nun will ich Dir mal erzählen, warum ich so spät zu Tisch kam. Aber laß den Kopf nicht hängen — jetzt, daß Du ein tapferes Soldatentind bist — der Kerl war's ja auch bei Gott nicht wert, wenn Du...“

„Felix! Es betrifft Felix!“ unterbrach ihn Melitta, die leuchtend geworden war, angefaßt. „Es ist ihm ein Unglück geschehen — o Papa — so rede doch!“

Der Major, an Umschweife wenig gewöhnt, sah ihr erst in die Augen und sagte dann trocken: „Nein. Aber weißt Gott, ihm wäre besser, wenn er verunglückt wäre, ehe er das... aber wozu Dich zappeln lassen? Man hat Eisler vor einer Stunde verhaftet und als gemeiner Verbrecher nach Graz transportiert. Er hat in der Nacht, er ist hierher kam, seine Götterin, die alte Kahl, erschlagen!“

Not im Haar... Von Felix Eisler, Not im Haar die welche bloß liegt da wie ein Tropfen Blut, Weich, wie deiner Lippen Blut, blut die müde Hand im Schoße.

Wahrscheinlich ist er bei der Arbeit verschwindet worden? Ohne Geräusch kann die Geschichte hier schließlich doch nicht abgegangen sein? meinte der Polizeikommissar endlich.

„Sie vergessen, daß wir den Laden ordnungsgemäß versperzt voranden! Auch nahm sich der Räuber offenbar Zeit, das Lehmann zu lesen. Das sieht gar nicht nach ‚verschwindet worden aus!‘“

„Es ist wahr. Er muß sich sogar ganz behaglich Zeit genommen haben dazu. Aber dann möchte ich nur wissen, was zum Ausdruck er eigentlich...“

„Ich hab's!“ rief Dr. Wasmüt. Wasmüt plöglich und wie trübepberend auf das erbrochene Lehmann, das er so eben flüchtig durchgesehen hatte. Hier ist die Lösung des Ganzen und zugleich der absolute Beweis, daß kein anderer als Felix Eisler die Tat begangen haben kann! Er wurde von der armen Alten hier in ihrem letzten Willen zum Universalerben ihres Vermögens gemacht, das die nicht unbeträchtliche Höhe von 50,000 Kronen beträgt. Offenbar hatte er von dieser Verfügung keine Ahnung und ließ das Geld erst liegen, als er nach Lesung des Testaments begriff, daß er sich selbst betrauen würde. Wozu sollte er auch nur stehen? Die Alte war tot — er brauchte nur zu warten, um vollkommen gefestigt in den Besitz ihres gesamten Nachlasses zu gelangen.“

Der Kommissar nickte. „Natürlich! So wird die Sache ganz klar!“

Silas Hempel sagte nichts. Er hatte das Testament genommen und subtile aufmerksamer Inzucht.

„Hier ist eine sonderbare Bemerkung,“ sagte er endlich topfschüttelnd, „nach welcher der junge Eisler nicht so ganz bedingungslos in die Erbschaft eintritt, sondern in dem Erbteil, die alte Frau schreibt: ‚Ich wünsche, daß mein Erbe, Felix Eisler, das ihm zugefallene Geld in dem Sinne verwendet, wie ich es ihm mündlich an seinem 24. Geburtstag angab. Es war dies stets der Wunsch meiner verstorbenen Nichte, Frau Marie Eisler, und es ist auch der meine.““

„Das klingt ja recht mysteriös,“ sagte Dr. Wasmüt etwas spöttlich. „Aber darüber werden wir ja nächstes von Eisler selbst erfahren.“

„Doch auch nicht. Sieh Dir mal das Datum an, Wasmüt. Das Testament ist vom 8. Mai, also erst vor acht Tagen, verfaßt. Wenn nun Deine Annahme richtig ist, daß Eisler nicht von der Erbschaft wußte, ist daraus zu schließen, daß ihm auch noch keine mündlichen Mitteilungen über deren Verweigerung gegeben wurden. Mit anderen Worten, daß sein 24. Geburtstag noch gar nicht vorüber und Frau Kahl, die gesund und kräf-

tig war, also gewiß noch lange nicht ans Sterben dachte, ihren letzten Willen nur früher aufsetzte, um davon Eisler dann gleichzeitig mit anderen Eröffnungen mitteilen zu können.“

Wasmüt sah seinen Freund verblüfft an. „Das wäre sonderbar! Was denkst Du nur von der ganzen Geschichte?“

„Hatten Sie am Nachmittag aber gegen Abend die Fenster offen? Man überhört ja wohl von Ihrer Wohnung aus den Zugang zum Hause?“

„Ja, doch! Aber ich halte meine Fenster stets geschlossen. Ich bin zu empfindlich, und außerdem hört mich der Vogelgezwir in dem Garten. Es tut mir ja leid, daß ich Ihnen so gar nicht behilflich sein kann, eine Spur zu finden,“ sagte er höflich hinzu, „aber ich weiß wirklich gar nichts über die traurige Sache!“

„Es war klar, daß weiteres Fragen zwecklos gewesen wäre. Man entließ also Dr. Richter und begab sich nach dem Treppenhause hinunter, dessen Schlüssel sich nirgends gefunden hatte, weshalb man einen Schlosser mitalnahm.“

Und hier erwartete die Kommission eine große Ueberraschung. Der Laden war regelrecht versperzt und alles sonst in bester Ordnung, nur der Geldschrank stand sperangelweit offen!

Auch hier war alles durcheinander gewühlt, Geld, Schmutz und Papiere. Der Treppenhause aber nur mittels eines Schlüsselöffners geöffnet werden konnte, war gewaltsam erbrochen.

Hier hatte Mutter Kahl ihr Bargeld verwahrt gehabt. Daneben lag ein Kuvert, auf dem mit großen, unbeholfenen Buchstaben das Wort „Lehmann“ zu lesen stand.

Das Kuvert war erbrochen und dann wie achlos wieder hingeworfen worden.

Von dem Gelde, das teils in sauber nach ihrem Wert zusammengebrachten Scheinen, teils in alten Goldmünzen bestand, waren nicht sechs, sondern zwei Sparfläschchen lagen unberührt auf einem Pack Farneisen. Die Herren sahen einander verstört an. Weshalb war der Schrank erbrochen worden, wenn der Räuber das Geld liegen ließ?

Wahrscheinlich ist er bei der Arbeit verschwindet worden? Ohne Geräusch kann die Geschichte hier schließlich doch nicht abgegangen sein? meinte der Polizeikommissar endlich.

Silas Hempel lächelte. Zum erstenmal nahm er in dieser Angelegenheit das Wort.

„Sie vergessen, daß wir den Laden ordnungsgemäß versperzt voranden! Auch nahm sich der Räuber offenbar Zeit, das Lehmann zu lesen. Das sieht gar nicht nach ‚verschwindet worden aus!‘“

Bücher strotzhaft strotzhaft durch stau- bige, schlechtbeleuchtete Läden ge- schleppt hat, entflieht sich der kleine Student, dem man für seine ganz neuen Bücher überall einen wahren Spottpreis geboten hat, trotz des we- nigen schmeichehaften Urteils seiner Freunde, zu Vater Fouret zu gehen.

Er weiß nicht, warum, aber er ist überzeugt, seine Freunde müssen sich irren. Dieser alte Mann mit den feinen, abgetriebenen Zügen und dem gütigen Blick, mit dem er oft geplaudert hat, während er in seinen Bü- chern herumblätterte — in den ersten Jahren seines Studiums, als er noch Bücher kaufte, statt sie zu verkaufen! — dieser Mann kann kein Betrüger sein.

Ganz furchtsam betritt er den Laden und ist aufs höchste überrascht, einen Mann zu finden, der keine Schwierigkeiten macht, sondern sofort einen sehr annehmbaren Preis bietet.

Im Handumdrehen ist der Handel zur beiderseitigen Zufriedenheit abge- schlossen. Blüßlich erinnert sich der kleine Student an das Urteil seiner Freunde und empfindet das Verlan- gen dieses Rätsels zu lösen.

Der Student: Ich bin wirklich er- staunt, daß Sie mir einen so anstän- digen Preis gezahlt haben. Man hätte mich nämlich vor Ihnen ge- wärnt.

Der Antiquar (betastet ihn über seine Brille hinweg mit lauem mer- klichem Lächeln): Was Sie sagen! Was Sie sagen! ... Wer hat Sie denn gewärnt?

Der Student: Meine Freunde... Ich weiß nicht, was sie mit Ihnen zu- tun gehabt haben, aber sie scheinen Ihnen das noch immer nicht verges- sen zu können!

Der Antiquar (beständig lächelnd): Wirklich? ... Gott, Geschäft ist Ge- schäft! Solange man es ehlich be- treibt!

Der Student: Ja, aber das sollen Sie gerade nicht tun, behaupten meine Freunde!... Sie müssen sie ordent- lich hineingelegt haben. Deshalb bin ich auch nicht zuerst zu Ihnen gekom- men, sondern...

Der Antiquar (sich die Nase rei- chend, während er die Physiognomie des jungen Mannes studiert): Wirk- lich? Die Herren haben sich erlaubt, sich ein abbrechendes Urteil über mich zu fällen? Vielleicht hätte ich weit eher ein Recht, so über sie zu urteilen!

Der Student:ardon! Ich kann nicht gestatten, daß Sie in diesem Ton von meinen Freunden sprechen! Uebrigens wissen Sie ja gar nicht, wer sie sind, können sich folglich auch nicht erinnern, unter welchen Umständen...

Der Antiquar: Da irren Sie, mein junger Freund! Ich weiß sehr wohl, was für Leute mich als Betrü- ger hinführen! Die Herrschaften haben alle mit mir zu tun gehabt und alle unter denselben Umständen...

Der Student: Und zwar...? Der Antiquar (zögernd): Gott! ... (Nachdem er seinen Kunden von neuem gemustert hat; augenscheinlich befriedigt von dieser Prüfung.) Na, meinestwegen! Sie machen einen so netten Eindruck, daß ich vielleicht ein gutes Werk tue, wenn ich Ihnen über die Moralität Ihrer sogenannten Freunde die Augen öffne!

Der Student (heftig): Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, ich dulde nicht... Der Antiquar (begütigend): Schon gut! Kommen Sie bitte, mit! ... (Er führt ihn in den anderen Teil seines Ladens, wo Bücher zu verkaufen sind, wühlt in einem Haufen und bringt schließlich ein altes Anfein nach völlig wertloses Buch zum Vor- schein). Was würden Sie für diesen Band zahlen, he?

Der Student (den Schmöder ver- ächtlich betrachtend): Zwei Sous... um Ihnen einen Gefallen zu tun!

Der Antiquar (lächelnd): Wirk- lich? ... Nun, ich will 100 Sous da- für haben! Was gilt die Welt, daß ich sie noch heute bekomme?

Der Student (achselzuckend, un- gläubig): Sie wollen mir einreden, es könnte sich ein Dummkopf finden, der...?

Der Antiquar (immer ironisch lächelnd): Ich habe nicht gesagt, daß es ein Dummkopf sein soll, der... Sehen Sie sich mal diesen Band ge- nauer an, junger Mann!

Der Student (blättern): Nun, ich sehe, daß er sich in einem schauer- haften Zustand befindet, weiter nichts!... (Erstaunt) Halt! Was ist das? Hier sind ja zwei Blätter mit den Rändern aneinander gefleht!

Der Antiquar (ironisch): Höchst fessam!

Der Student (betastet mit wachsen- dem Staunen zwischen den beiden Blättern ein blaues Papier, dessen Rignette man durch die Blätter durch- schimmern sieht). Aber... aber... Nein, ich irre mich nicht!... Zwei- schen diesen beiden Blättern...? Er hält die zusammengeklebten Seiten gegen das Licht! Aber da steht ja eine Banknote drin!... Hören Sie mal! Sie werden mir hoffentlich ein- nen anhängigen Findexerlöhn zahlen? Ohne mich... Soll ich aufstehen?

Der Antiquar (hält ihn häufig zu- rück): Weiter geht nichts! Dann müßte ich ja die schöne Arbeit noch einmal machen!... Legen Sie, bitte, den Band wieder zurück!

Der Student (erstaunt): Mit der Banknote?

Der Antiquar (lächelnd): Ja, ja, mit der Banknote... (Öffnet seine Brieftasche und zeigt dem kleinen Studenten, daß sie voll von fünfzehn nachgezählten „Blüten“ ist.) Wie Sie sehen, habe ich noch mehr davon!

Der Student (erstaunt): Aber... ich begreife nicht? Die Banknote zwi- schen den beiden Blättern ist un- edelt?... Und Sie haben die Blätter zusammengeklebt?... Weshalb?

Der Antiquar (sich die Hände rei- chend, mit verschlagenem Lächeln): Was wollen Sie? Geschäft ist Ge- schäft!... Und dann muß ich doch auch ein bißchen Amüsament haben. Ich habe ja so wenig Gerechtigkeit!... Also sehen Sie: jeden Tag stelle ich einen bereit präparierten Band zum Verkauf — nur einen, nicht mehr! Sie werden mir zugeben, daß ich an- ständig bin... Dann warke ich, und es paßte höchst selten...“

In diesem Moment nähert sich ein sehr forter Herr, der eine Weise in den Büchern herumleuchtet hat, dem Antiquar. In der Hand hielt er ein Buch, das der kleine Student sofort wiedererkennt. Mit einer Stimme, die er vergebens festigkeit zu geben sucht, fragt er, wider Willen erörend, nach dem Preis des Bandes.

Der Antiquar (in gleichgültigem Ton): hm, das Buch da... Ich weiß nicht genau... Ah so, das kostet 100 Sous!

Der Herr zahlt sofort den verlang- ten Preis und verläßt mit fluchtähn- licher Eile, das kostbare Buch ängstlich unter den Arm gepreßt, den Laden.

Der Antiquar (lächelnd zu dem verblüfften Studenten): Sehen Sie wohl, wieder einer, der mich nach sehr Minuten einen Betrüger schelten wird! Und dabei — was gilt die Welt? — hätte er mir, wenn ich's verlangt hätte, auch 20 Francs dafür gezahlt!

Weltgeschichtliche Lederbissen. Man schreibt aus Deutschland: Man tut dem Zudebäder unrecht, wenn man der Ansicht ist, seine Wirk- samkeit liege mit dem Ernst des Le- bens nicht im geringsten Zusammen- hang. Vielmehr steht kein Laden so wie der feinste mit der Weltgeschichte in Fühlung. An seinen Lederbissen kann man geradezu seine Geschichts- kenntnisse auffrischen. Man beginnt mit den schmerzgefüllten „Schiller- loden“ und geht zu der „Napoleons- torte“ über, die an die schönen Fra- sen an Hofe des zweiten Bonaparte erinnert. Selbstverständlich wird man die „Demagogenbrüder“ nicht über- sehen, denen sich der „Mühdvierer- ger“ Sandtuchen“ anreihet. Das sind so einige „weltgeschichtliche Leder- bissen“, die man jetzt noch in den Konditorläden findet. Viele werden wohl dem Geschmack nicht standhalten haben und so allmählich ver- schwunden sein. Das beweist der „Pariser Einzugsstuden“, der noch in den neunziger Jahren des vergan- genen Jahrhunderts sehr beliebt war und in seinem Konditorladen festste, während man ihn jetzt nur noch in kleinen abgelegenen Städten erhalten kann. Möglich ist aber auch, daß er unter einem zeitgemäßen Namen weiter gebacken wird. In die Weltreize- nisse der letzten Jahre erinnern in erster Linie die „Burenhüte“, die aus schaumigen Teig gebacken sind, und die „japanischen Bomben“, die eine köstliche Marzipanfüllung bergen. Der türkisch-italienische Krieg scheint eindrucksvoll an dem Konditorladen vorüber gegangen zu sein. Dagegen hat der Balkankrieg bereits eine läche Note erhalten. Eine beliebte Leder- bise nämlich der „zergebende Halb- mond“ geworden, der fast völlig aus Sahne und Extrakt von Früchten ge- baden ist. Er zerfließt auf der Zunge, zeigt den raffinierten Gaumen, hinterläßt aber einen etwas bitteren Nachgeschmack. Bei der Jugend ha- ben auch die „echt türkischen Käufe“ schnell Anerkennung gefunden. Sie bestehen aus braunem Rougat und werden von fliegenden Händlern in ziemlich großen Tüten zu fünf und zu zehn Pfennig verkauft.

Ein unbekannter Degas. Vor etwa dreißig Jahren, so er- zählt der „Figaro“, hatte Degas einen seiner Modelle zum Geburtstag eine Studie ihrer sehr schönen Hände zum Geschenk gemacht. Nach vielen Jah- ren begegnete Degas seinem ehemali- gen Modelle auf der Straße und er- fragte die Frau, ob sie immer noch jene kleine Studie besitze. „Ach, spre- chen Sie mir nicht davon,“ sagte sie. „Als ich nicht mehr Modell stand, habe ich angefangen, zu malen. Und eines Sonntags, da alle Geschäfte für Malerarbeiten geschlossen waren und ich keine Leinwand bekommen konnte, hab ich Ihr Bild genommen und dar- über ein „Stilleben“ gemalt...“ Das ist bekannt geworden, und seitdem kamen immerfort Kunsthändler zu mir glauben und haben mir mein „Stilleben“ abgekauft...“ Trohdem dürfte das ehemalige Modell heute allen Anseh haben, zu belagern, daß es an jenem Sonntag durchaus malen wollte und so das kleine Bild von Degas nicht mehr besitz.

Die gebildete Köchin. „Na — meine neue Snadige! Keine Ahnung von Literatur, Kunst und Politik! Das einzige bißchen Kochen, von dem sie was versteht!“

Das Leben in Delhi. Kalte Wandlungen in der neuen briti- schen Residenz.

Die indische Krönungsstadt, der Schauplatz des Attentats auf den Vizekönig, hat seit ihrer Erhebung zur britischen Residenz eine rasche durchgreifende Wandlung durchge- macht. Einem Bericht entnehmen wir die folgende Schilderung:

Die eigentliche Saison in Delhi beginnt mit dem 23. Dezember. An diesem Tage tritt das Parlament für Indien zusammen. Aber schon einen Monat vorher ist die Erregung aus- löschend gestiegen. Eine große Anzahl hoher Regierungsbeamter hat in Delhi Wohnung genommen und mit ihren Automobilen beleben sie die Straßen. In Delhi sind die Vizekönig kann man fast täglich auf seinem Stützort beobachten. Alle Ho- tels sind bis unter das Dach besetzt, besonders die im neuen Viertel ge- legenen. Der Platzmangel ist so groß, daß auf allen nur verfügbaren Plät- zen Zelte aufgeschlagen sind. Die Preise werden täglich höher und ha- ber, bald die des Durbars erreicht.

An den neu-öffentlichen Gebäu- den ist so schnell gearbeitet worden, daß sich der Einheimische, der an die lästige Arbeit der indischen Unterneh- mer gewöhnt ist, nur wundern muß, Provisorische, aber dennoch geräu- mige und architektonisch schöne Ver- waltungsbüro mit getrennten Räumen für jede Abteilung, sind an der Aliporestraße entstanden. In der halbmondförmigen Anordnung der Häuser gibt der sonst abgetönte ge- liche Stud inmitten fastig grüner, nachgepflanzter Rosenflächen ein sehr schönes Bild. Nördlich von diesen Neubauten erhebt sich jetzt eine fan- tase Vorstadt aus fast durchgängig weißen Villen mit roten Dächern, die für die indischen Regierungser- treter vorgesehen sind. Etwas west- lich davon, wo vergangenes Jahr das Zentraltelegraphenamt für den Durbar stand, erhebt sich eine zweite Villenkolonie in Weiß und Rot; sie ist für die Beamten und das Haus- personal des Vizekönigs. Mit gelbem Stud geschmückte Bungalows, teils neu erbaut, teils mit Kalt und Farbe vor dem Verfall geschützt, erheben sich an den Seiten; sie sind für die Staboffiziere und Verwal- tungsbeamten. Zwei lange weiß- zweifarbige Flügel am Curzon House haben die schon ausgedehnte Residenz in ein Honigwaben ähnliches Gewir- re von Zimmern und Korridoren ver- wandelt; hier sollen Beamte, die nicht anderweitig gefordert ist, be- quem Unterkommen finden. Der Oberbefehlshaber ist in einem Mini- sterial untergebracht, sein Stab- leib in den schon erwähnten Hän- sern an der Aliporestraße.

Das entzückende Metcalf - Ge- bäude, das den ganzen Fluß be- herrscht und das ein Wahrzeichen des jetzigen Delhi ist, ist für die Volks- vertreter bestimmt. Der Gouverneur von Delhi hat jetzt noch ein Geflag- ger zum Wohnsitz angewiesen erhalten. Obenwohnen die Mitglieder der Ministrien des Innern und des Kul- tus in Zelten am Poliofplatz. In- fanterie, indische Gurkhas und Feld- artillerie, die neben Kavallerie hier im Winterlager aufgeschlagen haben, lagern auf beiden Seiten der Straße zum Bahnhof. Hier haben auch die europäischen Gelehrten ihr Lager aufgeschlagen. Ein großes Haupt- post- und Telegraphenamt ist auf einer Seite des Parlaments errichtet worden, auf der anderen dagegen ein Bankgeschäft. Alle Straßen werden täglich gepflastert, elektrische Belech- tung, Telefon und Wohlfahrtssein- richtungen sind zur vollsten Zufrie- denheit vorhanden. Eine wohlorga- nisierte Polizei regelt den Verkehr. Gleich beim Eintritt in die Stadt fühlt man heute, daß das, was vor einem Jahr noch ein Daulen von Privatgäulern war, jetzt zu einer wohlgeordneten Stadt geworden ist.

Die Autobusverbindung ist mit der alten Stadt hergestellt, die allge- mein in den Traditionen eines Ader- bau treibenden Volkes entstanden ist und sich teilweise von jeder modernen Kultur fernhält. Wenn man Delhi- inden aus dem interkontinentalen Daulen kommt, vermehrt man jedes für das Auge gefällige Bild, wie den Anblick eines kühlen erfrischenden Stromes mit hohen luftigen Ufern und dem fließenden Wasser. Dafür aber breitet sich vor dem Besucher eine weite Ebene aus, die einige Meilen ent- fernt in eine sanfte Hügelkette über- geht. Diese Ebene ist fast und groß genug, um beinahe jede denkbare Be- völkerungszahl, die man hier zu sammenschieben könnte, zu beherbergen. Sollte eine große Menge Menschen der indischen Regierung nach der neuen Stadt folgen, wird der Platz sicherlich der Menge gerecht werden. Die nächsten Jahre in der Geschichte Delhis werden zeigen, ob dem fröh- lichen Globetrotter und der von Zeit zu Zeit kommenden indischen Fürsten und Volkstretter, die jetzt den Platz ausfüllen, in genügender An- zahl Händler, Fabrikanten und Handwerker folgen werden, ohne die ja ein Daulen von Gebäuden und Straßen, wenn auch statlich in der Anlage, nicht den Anspruch auf das Prädikat „Stadt“ machen kann.